

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 33



Aus Holland

H. v. Bartels



Der Sohn

Karl Rabus

FRISS IHN AUF!

VON FERDINAND KÖGL

„Hallo, Mann, verstehen Sie etwas von einem Motor?“

Hakins war ein wohlgezogener Harvard-Student. „Gestatten Sie, Henry Hakins“, stellte er sich zunächst der hübschen Amerikanerin vor, die einsam und vergraben neben ihrem Auto auf der mondbezeichneten Straße stand.

„Hakins, Hakins?“ wiederholte Miß Glondill nachdenklich. „Haben Sie nicht behauptet, daß es an Amazonas Schwärzlerlinge gibt, die ausverwechselbare Flügel tragen?“

Hakins nickte, ohne sein strahlendes Gesicht zu verziehen.

„Etwas dumme“, sagte sie mühselos, wie man Liebenswürdigkeiten austreibt. „Nun, das ist jetzt nicht so wichtig. Mein Motor streift. Verstehen Sie etwas von einem Auto?“

„Nein.“

„Hab ich mir gedacht!“ lüchelte sie über ihn hinweg.

„Doch von Frauenschönheit verstehe ich etwas!“ wagte Hakins anzugreifen. „Sie sind die Frau, die ich in mein Herz malen möchte.“

„Danke!“ meinte Miß Glondill. „Aber Sie können sich für die Ehe vorbereiten. Achtzehn hals Kilometer von hier ist die nächste Landstraße. Gehen Sie dorthin und rufen Sie den besten Mechaniker in Highway zu Hilfe.“

Der Mond leuchtete hell über Miß Mary Glondill, die sich gelangweilt in ihren schattigen Sportwagen setzte, und über Hakins, der seinen Dauerlauf begann.

Als er schon eine Stunde gelaufen war, stieß Miß Glondill an ihm vorüber, ohne ihren vorchristlich-mässigen Blick von der Straße abzuwenden und Mißer Hakins in die blauen Augen zu gucken.

Am nächsten Morgen meldete sich Henry Hakins beim Vater Mary Glondills, für die er am Vorabend ein Lungentzündung riskiert hatte.

Mr. Glondill hatte mit seiner schönen Tochter nicht die geringste Ähnlichkeit. Er war klein, dick, trug keine Füße zu haben, und sein kugelförmiges Mondgesicht verbarg sich immer hinter der Rauchwolke seiner Zigarette.

„Gehen Sie einmal da hin!“ forderte er Mr. Hakins auf.

Hakins folgte dem Schuhkönig zum Fenster.

„Ich bin ein Selbstmörder“, begann Mr. Glondill. „Ich habe als Schuhprinz in der Feet-Itreet begonnen. Seit fünf Jahren stehen acht Objekte hier, in denen vierhundert Arbeiter zu meinen Gunsten Schuhe erzeugen.“

„Alle Hochachtung!“ anerkannte Hakins.

„Alle Hochachtung auch von Ihnen, Mißer Hakins! Aber müßte ich nicht von zwei kranken Affen gebissen sein, wenn ich einem Mann meine Tochter zur Frau gäbe, der nichts hat

und beweisen will, daß der Mensch vom Schmetterling abstammt?“

„Sie wünschen also einen Schwiegerjohn, der mindestens eine Schuhfabrik mit in die Ehe bringt?“ fragte Hakins.

„Sie haben eine gute Auffassung, Mißer Hakins. Good by!“

Als Hakins das Büro verlassen hatte, ließ er mit Mary Glondill zusammen. Ihre Schönheit verwirrte ihn wieder.

„Was hat Sie zu meinen Vater geführt?“ fragte sie mit gespielter Überraschung.

„Ich habe um Ihre Hand angehalten.“

„Und was hat er gesagt?“

„Er will Sie nur der Wohlhabenheit eines Schuhfabrikanten ausliefern. Miß Glondill, wie denken Sie über mich?“ fragte Hakins treuzerzig.

„Gott“, entgegnete sie unschuldig wie ein Kind. „Sie erinnern mich immer noch an einen hübschen Amazonas-Schmetterling mit auswechselbaren Flügeln. Aber ich kann mich vorstellen, daß sich mit Ihnen ganz gut plaudern läßt.“

Henry Hakins war, wie die New Yorker Matrosen sagen, ein zähes Fleisch. Sein Vater, der verstorbene Senator Hakins, war einer der schlauesten Politiker von Texas gewesen. Henry hatte es also im Blut, der Gegenpartei eins ins Zeug zu fluten und sie nürbe zu machen.

Er verkaufte seine Habseligkeiten, erwarb für den Erlös ein Lokal neben dem Schuhgeschäft des erwünschten Schwiegerpapas und begann mit dem Schuhhandel.

„Lut mich sehr leid, der Junge!“ meinte der Schuhkönig zu seiner Tochter. „Ich werde ihn einige Monate lang mit den Schuhen fluten lassen, dann freße ich ihn auf!“

„Freiß ihn auf!“ flümmte die schöne Miß Glondill in gedehnter Ausdruckweise zu.

„Besser du zwei Millionen, als er keine.“

„Er war so geistig.“

Mr. Glondill hatte aber die amerikanische Hochschulbildung seines neuen Konkurrenten unterschätzt. Hakins verwertete seine geschulte Logik dazu, eine Verbindung zwischen Gehirnen und Schuhwerk herzustellen. Wenige Wochen nach Errichtung seines Geschäftes beherrschte die sinnreichen Reklamen das Publikum, daß der Harvard-Ghost in die Schuhbranche eingezogen war.

„Ich fabriziere den Schuh, wie ihn der Student zur Prüfung trägt! Er verbirgt ein kluges, erfolgreiches und konzentriertes Denken. Verneht und studiert nur mit meinem Studentenschuh!“

Mr. Glondill kicherte und seine schöne Tochter fand Hakins auf einmal sympatisch, weil seine Unmühsamkeit, wie sie meinte, rührende Töne juckte.

Der Letzt brannte sich in die Köpfe der

Käufer und Hakins Studenten-schube eroberten sich die besorgten Eltern, die ihren Töchtern und Söhnen das Studium erleichtern wollten. Zwei Monate später hatte der Schuhkönig Bräutlingsjung, seinen Konkurrenten erst zu nehmen.

„Dieser Mann mit dem Schmetterlingsfimmel trägt eine gefährliche Spaltung in die Massen der Schuhkäufer!“ sagte er zu seiner Tochter, als sie ihm den Vorschlag für ihre Frühjahrsverkäufe vorlegte. „Der gediegene Glondillschuh verbirgt gesunde Beine. Aber darnach fragt das Publikum nicht mehr! Ich habe geftern hundert Arbeiter abgebaut, und Hakins hat ein Objekt aufgebaut und hundert Arbeiter eingestellt! Ich muß gegen den Mann eine Idee haben. Ich werde eine Bohne in seine Auslagen werfen lassen.“

„Das darfst du nicht!“ erwiderte sich die schöne Mary. „Er ist so blond und seine Einsalt rührt mich. So etwas vernichtet man nicht. Du mußt ihn mit geistigen Waffen bekämpfen!“

„Mit geistigen Waffen?“ wiederholte der Schuhkönig nachdenklich.

Am nächsten Tag strahlten aus den Auslagen seines Geschäftes die aufreizenden Worte eines geistigen Kampfes: „Was haben Sie davon, wenn Sie in Hakins Schuhen gut studieren. Es brechen sich damit die Beine!“

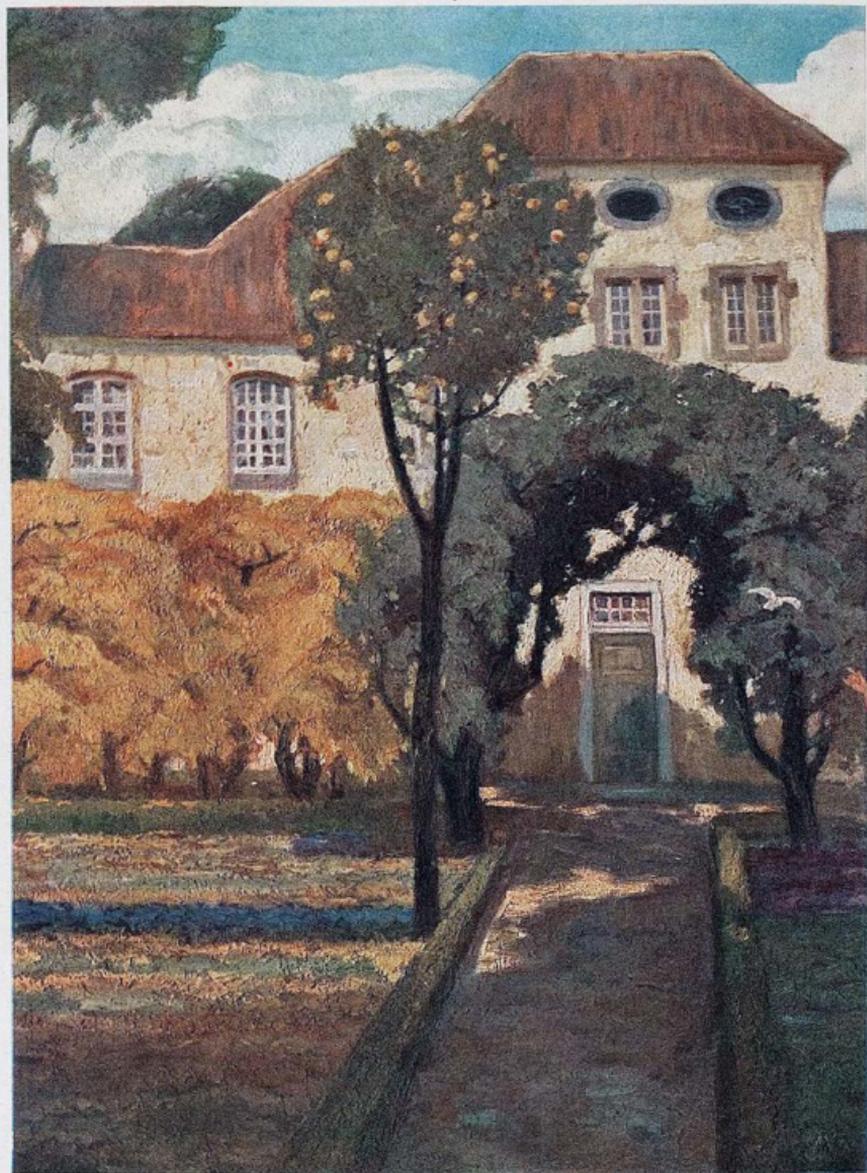
„Beinbruch ausgeschlossen!“ entgegnete die gegnerische Reklame. „Hakins Schuhe fördern nicht nur das Studium. Sie werden von echter Höhenjonne ultraviolet bestrahlt und die Ausstrahlungen vertilgen alle Höhenreagen, den Duft erlösete Finje und machen das Knochenkreiß zu Stahl!“

Der Strahlungs-schuh erwies sich als nearer Erfolg.

„Mein Kind“, seufzte Mr. Glondill, als seine schöne Tochter einen neuen Wagen für den Herbst forderte, „ich habe kein Geld. Ich werde jetzt einen letzten Versuch machen, um zu retten, was zu retten ist. Ich werde die Eingeweihte der Studenten-trabanten ausstellen und dem Publikum zeigen, daß es Papier, echtes, schlechtes Papier kauft!“

Dieser Versuchsausschuss veranlaßte Henry Hakins zur entscheidenden Dffenfiv gegen die Herren des erwünschten Schwiegerpapas und der angebotenen Miß. Einige Tage später türmten sich in seinen Auslagen neben den Studentenschuhen tausende entzündeter Damentische und die Neugierde mit ihrem suggestivsten Letzt beherrschte die Frauen, daß man mit diesem bestrahlten und geistfördernden Schuh fortlicher in die glückliche Ehe tritt.

„Papa“, sagte Miß Glondill zu ihrem schwerwärtigen Vater, während in seinen Auslagen die anklagenden Eingeweihte eines papierenen Schuhs standen, „Papa, es liegt etwas Falschirendes in den Werbungen dieses genia-



Gartenhaus

Otto Pippel

len Schuhmannes. Die Frauen drängen sich in seinem Geschäft. Du solltest mit ihm in Konversation gehen. Übrigens könntest du mir drei Paare seiner neuesten Kreation kaufen!"

Mrs. Glendill bläute wie ein Zitter. Er erwog, ob er nicht Schuhe erzeugen sollte, in

denen man schnell zu einer erfolgreichen Echeidung gelangt. Dann aber setzte er sich doch mit seinem Konkurrenten am grünen Tisch zusammen, begann zu verhandeln, bis das Erscheinen Mary Glendills mit einem Schlag alle Probleme löste.

Miss Glendill und Mr. Hafins blickten sich einander in die blauen Augen und einem Phönix gleich erhoben sich ihre Herzen die Niederungen des Geschäftes, um, wie es in der Liebe heißt: für ewige Zeiten die Firma Hafins und Glendill zu gründen.

Herberge zum Lamm

Erzählung von Gert Lynch

Oeyer Cepp hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich, als er mit einer Mark in der Tasche in der Landeshauptstadt ankam und wieder ganz von vorn begann. Inzwischen war er zum Werkmeister ansorgerecht, und der Betrieb hatte seine Lustdeutrense aufgegeben und zum Patent angemeldet.

Heute am Sonntag wurde Cepp vierzig Jahre alt. Im Sonnenstrahl, der das Zimmer durchstach, tanzten Armeen von Staubchen. Die Luft, die hereinrang, roch würzig nach käumender Erde, und draußen bei der Gartenlaube, wo die Haselbüsche standen, flog eine gelbe Wolke davon.

Cepp pfeifete Schaum ins Gesicht und blickte zum Fenster hinaus, indem er die Frühlingluft tief in die Brust sog.

Da war er nun vierzig Jahre alt! Das hatte bereits ein wenig Gewicht, das war ein Wendepunkt! Und Marianna wartete schon lange darauf, daß er sie heiratete. Aber er konnte sich nicht entschließen. Ein dumpfes

Gefühl war stets dagegen. Jemandwo fehlte es ihm. War es die Stadt, die an ihn fraß?

Gut, daß die Anne heut Sonntagabend hatte. Er mußte einmal allein sein und sich klar werden, wie es mit ihnen stand.

Er gedachte neidisch des ungebundenen Lebens, das er früher geführt hatte: Walden, immer der Nase nach, Bivoual am Waldrande, Nachtlager im Heuschaber, Flossfabriken mit Holztrechten, und Umgang mit Bergen. Vertragen sich solche Gelüste mit Heiraten?

Er wüßte die Klinge am Handtuch ab und beschloß, den Geburtstag drönsen am Land zu verbringen. Ein echter Männermarsch sollte es werden, wo keine Rücksicht zu nehmen war, wo er drauflosrennen und durch die Föhne fließen oder spühen konnte, ganz wie es ihm beliebt und wie das früher gewesen war!

Er zog die Wanderkluft an und packte den Rucksack ein. Dann schloß er das Fenster, stellte die Klingel ab und sperrte die Tür zu.

Der Schnellzug, den er benutzte, führte durch Landschaften, die ihm bekannt waren. Erst in N., wo er in eine Dämmelsbahn umsteigen mußte, wurde es für ihn neu. Zwei Bauerntöchterchen im Sonntagstaat stiegen ein. Sie trugen breitkrempige Lellerhüte von grünem Samt und prallstiften Nieder, und unter den faltigen Röcken lugten bläulich gestreifte Strümpfe hervor.

Cepp gegenüber nahm unsonntäglich ein Viehhändler Platz, nach den Külbefrieden zu schliefen, die er gebündelt ins Netz warf. An seiner Uhrkette klickten die Silbertaler. Er trompetete in ein rotes Schreuztuch, haute sich dann eine Peise auf den Handrücken und zog sie mit einem einzigen Schnüffler ins linke Nasenloch.

Draußen wüßten die Telegraphenstangen vorüber. Saatfelder und Sturzäcker verjagten sich, schoben sich durcheinander. Wiesen drehten bei. Bäume hoben sich gegen den Himmel. Auf einer Haltestelle lud der Vorleser mit



La garde républicaine

La garde républicaine

Leo v. Walden



Auf dem Schlepper

Walther Busch

roter Mäse leere Milchbübel aus. Bei einem Anwojen hing große Wäsche auf der Leine, die zwischen blühenden Kürschbäumen gespannt war.

Als Cepp ausstieg, war es Mittag geworden. Er ging ins nächste Wirtshaus und bestellte ein Essen. Das Schweißfleisch war derartig fett, daß er die Hälfte liegen ließ. Früher hatte er den Speck pfundweise gegessen! — Auch die roten Rüben aß er nicht auf. Sie lagen in dünnen Tünke und schmeckten nach gar nichts. Da kochte die Anne entschieden besser!

Verdrossen zahlte er. Er hatte sich das Bierbrottagemahl anders vorgestellt.

Er durchquerte das Dorf und wanderte auf der Landstraße, die mit vielen Weiden an einem

Wasser dahinlief. An den Ufern blühten fette Dattelblumen und blasser finstlicher Bergfischmännchen. Auf der weißen Straße saß ein Pfauenauge und klappte mit den Flügeln. Dann raste ein Kraftwagen vorbei und wirbelte dichten Staub auf. Cepp wandte sich ab, doch es fiel dennoch etwas ins Auge. Er trieb mit dem Handballen über das Vid, tupfte mit dem Taschentuch, aber der Fremdkörper saß fest. Das Auge tränte und brannte. Wenn er nur einen Spiegel gehabt hätte, oder jemanden, der den Fremdkörper entfernte! Diese Kleinigkeit konnte dem ganzen Ausstieg verderben. Kam denn niemand?

Es kam niemand. Er drückte das Tuch auf das Auge und marschierte verzögert weiter, blind für die Schönheiten des Landschafts. Es

dauerte lang bis zur nächsten Drifschaf. Er begab sich ins Gasthaus, bestellte ein Bett und ließ einen Spiegel bringen. Es gelang jetzt, das Auge zu reinigen. Eine Fliege war es, die er herausbohrte. Er trank aus und brach wieder auf. Schlug einen krummen Feldweg ein, der durch Winterkorn führte. Die flüchtige Saat wegte im Winde mit silbernen Hügelchen und dunklen Tälern. Die Wolken am Himmel neigten sich und verdedeten zeitweise die Sonne. Dann wurde es kühl und unwirtlich.

Er schritt tüchtig aus, um warm zu werden. Der Weg stellte sich zu einer Anhöhe hinauf. Cepp wurde der Atem kurz; er blieb stehen und verschauerte. Früher hatte er solche Bergeshen pfirschen erlitten! Er schweifte, als er den Sattel erreichte, wo Lärchen und Birken wuchsen. Die Lärchen waren noch durchsichtig und wedelten mit kleinen grünen Bejen, die an den schwanen Zweigen saßen. Die harzigen Bienenblätter waren noch nicht viel breiter als ein Dammwagel.

Da trieb eine düstere Wolke heran, deren hinterteil graue Striemen herunterlief. Es wird einen Schauer geben, dachte Cepp. Und schon plänzte der Regen. Es goß wie aus Schloten. Cepp eilte unter die größte Birke, aber sie hielt nicht dicht. In kurzer Zeit war er bis auf die Haut durchnäßt. Das Wasser rann von den Haaren, tropfte von Brauen, Nase und Kinn, sickerte durch die Strümpfe in die Stiefel, daß es quetschte. Er strich die Tropfen aus dem Gesicht und wanderte weiter. Der Guß ließ nach, aber es spritzte fort. Die schweren Kleider klebten am Rücken und an den Knien.

Cepp mußte drei Mal niesen. Das konnte ein schöner Schnupfen werden! Früher hatten ihm solche Wettermärche Spaß gemacht! Erstaulich, wie man sich änderte. Er beschloß, an der nächsten Hütte anzuklopfen, um seine Kleider zu trocknen.

Es war schon später Nachmittag, als er vor einem Bahnwärterhäuschen stand, hinter dessen Fenstern die Topfblumen blühten. Die steifen, blauen Hände reibend, brachte er sein Anliegen vor. Der Bahnwärter schmunzelte und rief seine Frau heran. Sie nickte, und Cepp durfte eintreten. Er bekam ein Hemd und eine alte Hose geliehen, und die Frau verließ die Stube, daß er sich umziehen konnte. Die nassen Kleider wurden auf die Stallebne neben den Ofen gehängt.

Cepp trank heißen Kaffee und begann sich wieder zu fällen. Er geriet mit dem Bahnwärter, der Schlosser gewesen war und sich für Luftdruckbremsen interessierte, in eine angeregte Unterhaltung. Als die Petroleumlampe brannte, lief noch immer der Regen über die Scheiben. Cepp wurde zum Abendbrot eingeladen, und da die Kleider noch feucht waren, nahm er das Angebot, über Nacht dazuliegen, dankbar an. Nur, sagte die Bahnwärterfrau, müßte er sich mit Decke und Strohschütte in Schafstall begnügen; sie hätten nur zwei Betten, und er würde verstehen, nicht wahr?

Cepp verstand das. Es sei nicht das erste Mal, daß er im Stroch schlief, sagte er. Er spielten noch Tarock mitkommen, und dann steckte einer den andern mit Hähnen an.

Es war ein kleiner fensterloser Stall mit schrägem Dach. Am Balken hingen Sense, Beihorn und Rechen. An den Planke lehnte ein Schubkarren. Im Winkel standen zwei Schafe und taunte Heu, das lesse küsterte. Wenn sich die Kühe bewegten, raschelte gab das Stroh. Überdies roch es nussig nach Dung.

Cepp lag auf der Schütte, blies die Kerze aus und zog die Decke bis über das Kinn. Die Palme stachen im Nacken und an den Waden. Wie empfindlich er doch geworden war! Früher hatte ihn das nichts ausgemacht. — Er wälzte sich von einer Seite zu anderen und konnte nicht einschlafen. Der Regen trommelte, und die Dachrinne schlingerte. War es seine Gegenwart, die die Schafe beunruhigte? Sie tappten immerfort in der Streu herum, als ob sie sich fütterten. Cepp strengte die Augen an, aber mehr als ein beweglicher grauer Fleck war nicht zu erkennen. Ein warmer fleischlicher Brodel machte sich breit.

Plötzlich klang ein feines, helles Mähen im Stall. Cepp horchte auf. Diesen Ton kannte er ja, sollte da etwa —? Und er erhob sich und trat zu den Schafen. Natürlich, da war die Bescherung! Ein Schaf hatte gelammt! Er kauerte sich und betastete das Lamm, das noch feucht war, aber schon auf den Beinen stand. Und die Mutter, deren heißen Dem er spürte, mühte sich eifrig um das Neugeborene.

Er überlegte, ob er den Bahmwärter wecken sollte. Er entschied sich, es nicht zu tun. Die Geburt war vorüber, und alles war gut gegangen.

Er lagte sich hin, aber mit dem Schlafen wurde es nichts mehr. Er fühlte sich frisch und angelaut, und seine Gedanken kreuzten um Marianne. Wenn er es recht bedachte, war sie die passende Frau für ihn. Und auf einmal wußte er, was er wollte. Er war aus seinem früheren Leben herausgewachsen. Das Herumstreunen, das Nachtlager im Heuschobber, der wilde Umgang mit Bergen, das alles schaute sich heute ganz anders an, wo er selbst geworden war, einen Beruf ausübte und eine Braut besaß. —

Er bog den Arm heran und sah auf die Leuchtuhr. Es war fünf Uhr zwanzig.

Langsam wurde es hell. Das Lütwerk schlug, und der erste Zug ratterte vorbei. Cepp wartete noch eine Weile, dann stand er auf. Die Bahmwärterleute waren auch schon munter. Er meldete die Ankunft des Lammes, legte die trockenen Kleider an und trank noch Kaffee. Dann verabschiedete er sich unter vielen Dankesworten. Der Bahmwärter wies ihm den kürzesten Weg.

Der Regen hatte aufgehört. Vögel zwitscherten. Eine ferne Kirchenglocke himmelte zur ersten Messe. Der ausgewaschene Sand knirschte unter den Sohlen. Er lief neben den Weiseln und gelangte in einer halben Stunde zum Bahnhof.

Auf der Heimfahrt holte er den versäumten Schlaf nach. Der Zug fuhr gut. Bald würde er wieder zu Hause sein. Er blickte auf seine Uhr. Sie zeigte fünf Uhr zwanzig. Es war stehen geblieben, gerade als er den großen Entschluß faßte.

Pünktlich traf der Zug ein. Cepp war der

erste, der durch die Sperre eilte. Er rief den Betrieb an und ließ sich den Tag wegen dringender Familienangelegenheiten freigeben. Dann ging er ins nächste Blumengeschäft und kaufte Rosen. Und so, wie er war, in seiner verbeulten Wanderkluft, mit Knickack, lehmigen Stiefeln und uncajiert, fuhr er in der Lage, den Wagenlenker zur Eile antreibend, zu Marianne.

Gespräch auf hoher See

Helgoland verschwindet wie ein roter Punkt am Horizont. Der Dampfer nimmt Kurs auf Sylt. Eine steife Brise erhebt sich. Die See ist bewegt und läßt das Schiff aus und wieder tanzen. Im Nordwesten steht eine drohende, schwarze Wellenwand.

Ein Ehepaar aus Briskau — in Mantel und Schal gehüllt — schaut misstrauisch und besorgt auf's Meer. „Ich wäre lieber in's Gebirge gefahren, Eddie — für's Wasser habe ich mich fertig.“ Er wendet sich an den neben dem Rudermann stehenden Kapitän. „Entschuldigen Sie — wie bekommen sicherlich ein böses Unwetter?“

„Das scheint wohl so.“ —

„Aber was machen Sie denn dann, Herr Kapitän?“

„Ich? — Ist go in de Koje.“ —

„Ja, ha'm Sie denn gar keine Angst?“

„Warum denn dat?“

„Meine Frau meint, ob die großen Schiffe oft untergehen?“

„Ne — immer bloß einmal!“ —



Markt in Bulgarien

Garneff

ZWEI GEDICHTE

Von Hermann Jerziner

Vor Sonnenuntergang

*Sonne, ehe du hinwegsinkst aus den hellen
Tagen der Gebirge, ehe du den schnellen
Winden folgst und wie entfachte Tempellampe
heilig erglüht, noch einmal halte inne,
brenne über dem gerechten Höhenkamme
und entzünde Felsenblock und Tiefenrinne!*

*Sonne, ehe du dich fort begibst aus klaren
widerscheinenden Gewässern, aus den Scharen
weidenden Getiers das Leuchten hebst, verweile
diese Stunde noch in kargen Steppen, strahle
deinen Feuerbogen einmal noch ins steile
Bergland, strahle wie ein Gotteslicht im Tale!*

*Sonne, ehe du hinausrollst in die Räume,
wo die Winde schweigen und die Wolkenbäume
fern im Erdendunst verschwimmen, eh du draußen
in der Einsamkeit des Athens deine rote
Fackel ansteckst, sei noch einmal nah den Brausen
unsrer Erde, die in deinem Scheine lehte.*

*Sonne, ehe du dich rauschend von uns wendest,
ehe du den Tag im goldenen Heimgang endest,
sagte uns mit deinen letzten Feuerlichtern,
führ uns wie ein Leuchtturm durch das Dunkelwerden!
Schon erwacht die Nacht mit ihren Schreckgesichtern,
schwarz und totverschwärtet schreitet sie auf Erden.*

Täler im Nordland

*Im dunkelblauen Geleucht des Abends wichen
die Renttierherden in die Tälerschluchten,
wo sie ermüdet ihre Lager suchten
und sanfter durch die Dämmerungen schlüchen.*

*Verdüstert losch der Schein des toten Tages,
die lauten Stürme hatten ausgerufen,
die Wolken wallten in die Niederungen
wie schwarze Tücher eines Sarkophages.*

*Geheimnisvoll und rauschend, wie ein Rufer
im Nebel, drang ein Gott aus fernen Nächten
des Nordens. Almend streifte er die Flechten
im Moosgrund, wollte wie ein Wind am Ufer.*

*Dann kam die große Stille mit den Schatten,
die Seen wogten leiser, wie verloren
erklang ein Käuzchenschrei in schwarzen Mooren,
wie ausgestorben nächtigten die Matten.*

*Die Renttierherden waren stumm entwichen.
Da hob der große Gott vom Grund der Buchten
sein Antlitz, und er sah, wie in den Schluchten
die Winde zart das Fell der Tiere strichen.*

Ein Springer reist nach Berlin

Von Heinrich Riedel

In jener Zeit, als es in Deutschland noch wenig Eisenbahnen gab, befand sich an einem schönen Sommermorgen eine anscheinend recht lustige Gesellschaft von Studenten in einer geräumigen Postkutsche auf der Fahrt von Frankfurt nach Berlin.

Mitten unter ihnen aber saß eine Persönlichkeit, die allem Anschein nach nicht zu ihnen gehörte, ein gutgekleideter Herr in den dreißiger Jahren von außerordentlich kräftigem und massigen Körper.

Er schien sorglos über etwas nachzudenken und hatte in der Lat genügend Gründe dazu. Denn am vergangenen Abend war er von geübten Jockern im Kartenspiel um seine ganze Bauschaft erleichtert worden, hatte die lange Reise nach Berlin ohne einen Zehrpennig antreten müssen und wußte nicht, wovon er unterwegs seinen Hunger stillen sollte. Aber mit mußte er.

Den Studenten fiel der schweigsame Reisegenosse allmählich ein wenig auf die Nerven. Ihn in eine Unterhaltung zu ziehen, war bereits mehrmals mißlungen.

Inzwischen war man vor einem Hügel angekommen und alle stiegen aus, um das Gefährt bergaufwärts zu entlasten und sich gleichzeitig ein wenig die Beine zu vertreten.

Rechts auf einer Wiese zog sich ein mäßig breiter, wassergefüllter Graben hin.

„Spring mal tüber, Kaulbach!“ rief da einer der jungen Leute.

Der Student beider Rechte Kaulbach war unter seinen Kommilitonen als vorzüglicher Springer bekannt. Er ließ sich nicht zweimal bitten, nahm einen kurzen Anlauf und sprang über den Graben. Und während er sprang, fau ihm eine Jode.

„Hören Sie mal, Herr Nachbar“, rief er dem Unbekannten zu, der am Schluß der Kampagne daherkam, „können Sie vielleicht auch da drüber springen?“

Kaulbachs Freunde witterten sogleich den bevorstehenden Spaß und sahen sich stur und augenlos an.

Der Befragte wogte mißmutig den Kopf. „Möglich“, sagte er. „Doch warum?“

„Na, bei Ihrer Körperstärke“, entgegnete Kaulbach mit feinem Lächeln, „dürfte es auch nicht so ganz glücken.“

„Könn'ts ja mal versuchen“, sagte darauf der Fremde etwas schlafzig und mit verneigtem Gesicht. Wollen wir wetten, daß ich...?“

„Um alles, was Sie wollen!“ rief Kaulbach sichtbar belustigt.



Die Großmutter des Künstlers

Emil Krieger

„Um Himmelswillen! Das könnte etwas teuer werden. Sagen wir: um das Mittagessen?“

„Top!“

Die ganze Gesellschaft war angenehm gespannt.

Der Fremde nahm einen lächerlich langen Anlauf, lief links und

plump dahin, sprang, kam aber schlecht ab, landete mit den Fußspitzen ganz knapp auf der Kante und wand sich dort wie ein Ial. Um ein Haar wäre er platterdings rückwärts in die Pfütze gefallen.

Na, die Studenten hatten auch ohne den tafelschleichen Keinsfall genügend zu lachen, gratulierten ihm etwas ironisch und Kaulbach stiftete ihm

(Fortsetzung S. 526)

VERSTECKENSPIEL

VON WILHELM WELDIN

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß sich die exakte Wissenschaft noch nicht mit der Lücke des Objekts befaßt hat. Eine Lehre darüber steht aus. Man hat eingehende Studien über das Gesetz der Cerie, den Mediumismus und die Parapsychologie betrieben, ja, es gibt sogar eine eigene Gesellschaft zur Erforschung spirituellischer Phänomene. Was uns aber noch gänzlich fehlt, ist eine „Gefäßlehre“ zur Erforschung des Verschwindens von Kragnetöpfen“.

Mag sein, daß man einwenden wird, Kragnetöpfe seien kein genügend interessantes Objekt für die wissenschaftliche Forschung. Welch ein Irrtum, wenn man bedenkt, daß die Tüde der Dinge ja nicht nur auf Kragnetöpfe allein beschränkt ist, sondern bloß in ihnen am auffallendsten in Erscheinung tritt! Ich entsinne mich zum Beispiel noch heute deutlich eines Kragnetopfes, der mir zehn Minuten vor Antritt einer Reise in die Bassin-Bai beim Anziehen aus der Hand fiel und so spurlos verschwand, als hätte ihn eine Erdspalte verschlungen. Abgesehen davon, daß man ohne Kragnetopf auch nicht in die Bassin-Bai fahren kann, ist er bis zum heutigen Tage, allen Wesen des bisherigen physikalischen Weltbildes der Menschheit spottend, nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Seither habe ich mit Hunderten von Kragnetöpfen zu tun gehabt und meine Überzeugung, daß eine geheime Naturkraft in ihnen wirksam ist, die nach einer bestimmten, noch zu erforschenden Zeitspanne unerbittlich ihre innere Auflösung, eine Art Atomisierung, betreibt, wurde nur bekräftigt. In manchen Kragnetöpfen war diese Naturkraft besonders ungebändig, sie waren wie wilde Mustangs, die erst gebändigt werden mußten, manche erwiesen sich als ganz zahm und anhänglich, doch alle erlagen schließlich ihren inneren bösen Kräften und verschwanden eines Tages auf völlig unerklärliche Weise. Wo sind sie? Wo sind alle jene Millionen Kragnetöpfe, Schiffschumbe, Kravattenhalter, Feuerzeuge, Cacktücher, Halsketten, Armbänder, Füllbüchse, Federmesser, die tagtäglich auf der ganzen Welt spurlos verschwinden? Spielen sie bloß Verstecken mit uns? Treten sie als Atomstaub durch das Universum? Wähehah ein ergebendes, unerschöpfliches Neuland für den ernsthaftesten wissenschaftlichen Forscher!

Ich habe in bescheidenere Weise durch Umfragen in meinem Bekanntenkreis einiges Material über dieses Problem zu sammeln versucht, das, wie ich aufrichtig hoffe, einst einem künftigen Newton oder Galilei auf diesem Gebiet dienlich sein möge.

Am merkwürdigsten, wenn auch wohl nicht erst zu rechnen, ist vielleicht die Theorie meines armen Freundes Leslie, der der Ansicht war, daß ein böser Geist, eine Art Namspanzel, die Dinge verschluckt. Nach dieser Theorie müßten wohl Kragnetöpfe die Lieblingspeise

des Ungehobenen sein und in zweiter Linie Easchtier, wobei allerdings die Möglichkeit offen bleibt, daß es auch Kragnetöpfe und Easchtier zusammen ist, so wie unferner Schinken mit Epigeeleiten. Um das theonische Verschwinden seiner Kragnetöpfe, Kravattenhalter und Schlüssel zu verhindern, pflegte Leslie sie über Nacht mit Draht an Klügelgewichten zu verankern, in der Meinung, daß sie davor gegen den Zugriff des Dämons geschützt seien. Es müßte aber alles nichts. Er verlor bloß zu den Kragnetöpfen noch die Gewichte und schließlich den Verstand. Heute sucht er seine Kragnetöpfe im Irrenhaus zusammen.

Ich habe diese Theorie der Kuriosität halber erwähnt, als eine primitive Deutung des Problems, wie die des Bleies durch die Naturkräfte. Aber auch sonst begegnete ich im allgemeinen einer zwar schon etwas fortgeschrittenen aber nicht minder mystischen Auffassung, die den Geist in die Dinge verlegt.

Mr. Emith, ein reicher Grundbesitzer in Cusfer erklärte mir, daß er, wenn er seinen goldenen Kragnetopf vermisste, sofort sämtliche Ehrentreter der Umgebung durch seine Feldjäger absuchen lasse.

„Und die Leute finden tatsächlich den Kragnetopf in einem Nest?“ fragte ich erstaunt.

„Gar keine Spur!“ lachte Mr. Emith. „Das erwarte ich auch nicht. Ich gehe nur von dem oft bewährten Grundsatz aus, daß kein Gegenstand je dort ist, wo man ihn sucht, sondern im Gegenteil so weit als möglich von diesem Punkte entfernt. Ich ziehe also einen äußersten Kreis der Fundmöglichkeiten, lasse dort suchen und zwinge dadurch die Dinge in das Zentrum des Kreises. Tatsächlich findet sich dann der Kragnetopf stets mit unfehlbarer Sicherheit im Knopfloch meines Hemdes.“

„Und was würden sie machen,“ wandte ich kritisch ein, „wenn ihre Frau auf einer Weltreise an einem nicht feststellbaren Punkt einen kostbaren Diamant verloren hätte? Der Diamant befindet sich irgendwo auf der Welt, also müßten sie eigentlich auf dem Mond suchen, um ihn zu finden.“

„Sehr richtig!“ sagte Mr. Emith. „Die Problemstellung macht Ihrem Schachsim alle Ehre. Allerdings ist das Problem erst im Zeitalter der Raumschiffahrt zu lösen. Dann haben sie nichts zu tun, als in einer Rakete zum Mond zu starten und fünf Minuten nach ihrem Abflug würde ihre Frau garantiert den Diamanten in ihrem Pantoffel finden.“

Ein Mathematikprofessor, dem ich von dieser Methode erzählte, verwirf sie als glatten Aberglauben.

„Es geht sich bei der ganzen Sache nur um das Berechnen von Flug- und Reflexionsbahnen“, erklärte er. „Zeigen sie mir den Punkt, an dem sie einen Gegenstand verloren haben und ich löse das Problem wie eine Gleichung. Das große X in der Gleichung ist allerdings der Punkt, sofern er nicht bekannt ist. Aber auch solche Gleichungen mit einer Unbekannten lassen sich meist lösen.“

Zur Illustration erzählte er mir die Geschichte von dem Kragnetopf, der ihm aus der Hand gesprungen und zum vier Stod hoch gelegenen Fenster hinausgeflogen war. Ein hoffnungsloses Problem für einen Nicht-Mathematiker. Er aber hatte sich in aller Ruhe an seinen Schreibtisch gesetzt und zu rechnen begonnen. Nach verschiedenen Messungen mit Zirkel und Sextanten und dem Ziehen von vierzehn Kubikwurzeln hatte er dem Dienstmädchen gelaundet und gefragt: „Messen sie die genaue Mitte des Fensterbrettes ab, befestigen sie an dieser Stelle ein Lot aus einem Spinnfaden und einem Cardinensbüchsenöffner und achten sie dann in den Garten. In einem Winkel von vierzehn Grad, dreihundredig Minuten, vierzig Sekunden rechts von der Stelle, an der das Lot die Erde berührt, bewegen Sie sich drei



Vignette F. Bilek

Meter von der Hauswand weg, beschreiben so-
dann einen Bogen von vier Meter Radius,
bücken sich und Sie werden in einer Ellipse mit
einer Längsachse von zwanzig Zentimetern einen
Kragenknopf finden."

Überflüssig zu erwähnen, daß der Kragen-
knopf, so viel arithmetischer Präzision nicht ge-
wachsen, auch tatsächlich gefunden wurde.

Insmerhin blieb bei dieser interessanten
Methode noch das X des Standpunktes offen,
den man nicht immer genau kennt. Diese
Schwäche des Systems fand mein Freund
Jeremy, ein eifriger Leser von Kriminal-
romanen, sofort heraus.

"Die Mathematiker sind einseitige Fach-
simpler!" erklärte er verächtlich. "Das Pro-
blem ist nur à la Sherlock Holmes zu lösen.
Du mußt dich dem verlorenen Gegenstand ge-
genüber als Detektiv fühlen und lediglich den
Zustand zum Zeitpunkt des Verlustes rekon-
struieren, um aus ihm auf den Fundort zu
schließen. Auch Zeugen müssen manchmal ver-
nommen werden."

Er schäderte mich den ganz erschaulichen Fall
der Verfolgung und schließlichen Enttarnung
eines flüchtigen Mauerhatens. Der Haken
war ihn, während er auf einer Leiter stehend
eine Vorhangslange befestigen wollte, aus der
Hand gefallen und blieb trotz stundenlangen
Suchens spurlos verschwunden. Es war der
einzige brauchbare Haken im Haus und so be-
schloß Jeremy, seine Verfolgung mit aller
Energie aufzunehmen. Erst unterzog er alle
Augenzeugen einem scharfen Kreuzverhör, als
dessen Ergebnis er seine genaue Stellung auf
der Leiter in den Augenblick der Flucht des
Hakens rekonstruierten konnte. Dann sperrte er
sich mit einer Krüge und einer leeren Kokain-
spritze in seinem Zimmer ein und begann teils
zu meditieren, teils die Spanischen Länge von
Deahms zu spielen. Nachdem er drei Tage und
drei Nächte unentwegt meditiert und georgit
hatte, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, kam
er durch logische Deduktion zu dem Schluß,
daß sich der Haken in einen leeren Sack des
Vorhangs verbergen halten müsse, wo er sich
nicht nur fand, sondern auch eine lose Naht
entdeckt wurde, von deren Beschädigung nie-
mand etwas geahnt hatte.

Ich muß allerdings einschneidend bemerken,
daß sich gerade gegenüber dem Haus meines
Freundes eine Eisenhandlung befindet.

Ich hatte leghin Gelegenheit, alle diese
Theorien zu erproben. Meine Frau kam nach
Hause und erklärte überraschender Weise, sie
hätte das Auto verloren. Sie habe es irgendwo
in der Stadt abgestellt, um in Ruhe ihre Be-
sorgungen machen zu können, sie glaube, vor
dem Haus der Schneiderin, es könne aber auch
beim Friseur, bei einem Parfümerieladen oder
einem Schuhgeschäft, vielleicht am Ende gar an
einem Parkplatz gewesen sein.

Der Wagen blieb spurlos verschwunden.
Mr. Smith empfahl mir, von der Annahme
auszugehen, der Wagen sei auf eine bisher noch
unbekannte Weise explodiert und ich solle durch
eine chemische Untersuchung der Luft seinen
Nesten auf die Spur zu kommen trachten,
worauf er sich zweifellos in der Garage stehend
wiederfinden werde, auch wenn er vorher nicht



Der Neger

Julius Hüther

dot gewesen sei. Der Mathematiker erklärte,
ohne Kenntnis des Verlustortes und ohne
nöglicher Annahme einer Fall- und Reflektions-
bahn nichts ausweichen zu können. Nur Jeremy
nahm sich der Sache gründlich an und me-
dierte acht Tage lang ohne Unterbrechung, bis
er mit einem Hungerödem ins Spital geschafft
werden mußte.

Erst unser Dienstmädchen, ein schlichtes,
einfaches Geschöpf von Lande, kam auf die Idee,
daß das Auto vielleicht gestohlen wurde. Ohne
uns sonderlichen Hoffnungen hinzugehen, mach-
ten wir die Anzeige bei der Polizei und, siehe da,

binnen vierundzwanzig Stunden wurde der Wa-
gen im Mitternacht vor dem Haus der Schnei-
derin meiner Frau mit leeren Benzinfaß auf-
gefunden.

Ich muß gestehen, daß ich mit keiner be-
stimmten Erklärung für dieses Phänomen auf-
warten kann und überlasse seine Beurteilung
klügleren Köpfen. Jedenfalls erregte der Vor-
fall unter meinen Bekannten Emotionen und in
diesem Kreise ist der Aberglaube Mode gewor-
den, verlorene Gegenstände durch eine Anzeige
bei der Polizei von selbst wieder zum Vorschein
zu bringen.



„Und ist auch alles stielecht, Herr Architekt?“
 „Außer Ihnen, Herr Direktor, alles!“

Die Zähne des Marschalls

General Pershing, der Befehlshaber der amerikanischen Truppen im Weltkrieg, mußte sich auf Anraten seines Arztes einige Zähne ziehen lassen. Zu seinem nicht geringen Keger erfuhr er später, daß man in verschiedenen Juweliergeschäften die als Anhängel gefaßten Zähne des Generals zum Preise von sieben Dollar das Stück verkaufte.

Während über diese geschäftliche Ausnutzung der patriotischen Gefühle amerikanischer Bürger, die natürlich solche Erinnerungsgegenstände auch tatsächlich erstanden, schickte er mehrere Agenten aus, um seine Zähne zurückzukaufen. Wie staunte General Pershing, als ihm seine Mittelsmänner nach einer Woche einhundertfünfundsechzig solcher Zähne ins Haus brachten. K. L.

Beim Schopf ergriffen

Freude: „Sagen Sie, guter Mann, wissen Sie hier wohl ein Lokal, wo einer einen tüchtigen Hampfen heben kann?“

Einheimischer: „Aber gewiß! Ich weiß sogar ein Lokal, wo zu e i einen tüchtigen Hampfen heben können.“

HISTORISCHE MINIATUREN

Sic transit Gloria...

Der französische Minister Buchet, eine Kreatur Robespierres, bewachte sich nach dessen Hinrichtung bei seinem Nachfolger im Ministeramt, Mirot, den er vorher hatte enthaupten lassen wollen, um eine Portiers stelle.

Der Antrag

Im Jahre 1793 wurde in einem weiblichen Jakobinerklub in Metz der erschlommene Antrag gestellt, alle hinderlichen Frauen über sechzig Jahren als überflüssig und unnütz mit der Guillotine hinsichten zu lassen.

Verdächtig

In Straßburg erlebten im Jahre 1790 die französischen Kommunisten Pandoz und Lemane eine Vernehmung des Inhalts, daß Petitionen nicht mehr als zehn Zeilen umfassen dürften. In der Begründung sagten sie: „Die langen Phrasen gehören in das monarchische System, das La Fontaine ist der Stiel der Republik. Zehn Zeilen sind mehr als hinreichend für jeden Gegenstand einer Petition. Die, welche mehr Zeilen schreiben, sollen als verdächtig angesehen werden, die Revolution in die Länge ziehen zu wollen.“

Der Grund

Eulogius Schneider, der Henker des Eschaj, ließ einst einen Menschen aus keinem anderen Grunde quillmetrieren, weil er ein Holzbein hatte, was ihn ärgerte, weil jener militärtauglich sei.

Als der große Chemiker Lavoisier im Jahre 1794 hingerichtet wurde, hat er um Aufschub, um ein wissenschaftliches Experiment zu vollenden. Da antwortete ihm der, der über das Gesetz zu befinden hatte: „Nein. Wir brauchen jetzt keine Gelehrten mehr.“

Ausweg

Im Jahre 1789 entstand auf einer großen Versammlung in einer nordfranzösischen Stadt zwischen den repräsentativen Redner dreier Körperschaften ein erster Streit darüber, welcher zuerst sprechen dürfte. Da diese Auseinandersetzung blutig zu enden drohte, verfiel der Versammelnde der Versammlung auf den originellen Ausweg, alle drei Redner auf einmal sprechen zu lassen.

Aus der Rätezeit

Zur Zeit der roten Diktatur in München erschienen eines Tages in der Klinik des wohlberühmten Internisten Friedrich von Müller ein paar verdächtig aussehende, bis an die Zähne bewaffnete Rotgardisten, um ihn zu verhaften.

Der Gelehrte setzte sich gegen dieses Vorhaben energisch zur Wehr: „Was ist denn?“ fuhr er die Leute an. „Warum wollt ihr mich eigentlich verhaften?“

„Weil Sie a Reaktionär san, Herr Geheimeat“, gab ihm der Anführer zur Antwort.

„Was bin ich?“ schrieb ihm der Geheimeat an, „ein Reaktionär? Ich bin ein Internist, verstanden!“

Der Rotgardist drehte verlegen seine Mäße zwischen den Fingern. „Ah ja“, sagte er. „Nachher entschuldigen's s'cho, Herr Geheimeat. Dös muß sei grad a Jertum sein!“ Und kleinlaut zogen die Helden ab.

Der Professor und das Mädchen

Professor Morgentau erreichte gerade noch die Straßenbahn. Allein alle Plätze im Wageninnern waren bereits besetzt. Da steht ein nettes kleines Mädchen auf und bietet dem Professor seinen Platz an.

„Danke, mein Kind“, sagt Morgentau gerührt. „Wie heißt du denn?“ „Anna Morgentau, Papa“, antwortet die Kleine.

Neue Höflichkeit

„Man redet oft über Unhöflichkeit der Männer in der Straßenbahn und Untergrundbahn“, sagt Frau Mayer zu ihrer Bekannten. „Ich kann eigentlich darüber nicht klagen. Erst vor einigen Tagen hat sich ein junger Mann erhoben, meine Tochter auf den Schoß zu nehmen.“

„Na, das ist aber nett; wie alt ist denn die Kleine?“

„Siebzehn Jahre!“

Wahr

„Das ist mein voller Ernst“, sagte die Frau, als sie nachts um 3 Uhr ein polterndes Geräusch auf der Treppe hörte.

Vorkriegszeit

Ein Gardeeregiment.

Bei einer der 12 Kompanien hält in Vertretung des beurlaubten „Spieß“ der Bizefeldwebel den Löhnungssapfel ab. Am Schluß verteilt er aus dem Postbusch die eingegangenen Geldsendungen.

„Müller IV!“ — „Hier!“ — „Drei Mark!“

„Matuschke!“ — „Hier!“ — „Fünf Mark!“

„Lehmann III!“ — „Hier!“ — „Drei Mark!“

Der Bize blättert im Postbusch um.

„Abtrag!“

Niemand meldet sich.

Der Bize lautet:

„Abtrag!“

Kein Schwanz rührt sich.



EXAKTA
Kleinbild-Reflex

Schulzverschluß von 1/100 bis 1/2 Sek.
Auswechselbare Optik bis 1:1,9

Preisliste gratis

Thagee
KAMERA-ZUBEHÖR
STEINBOGENSTR. 58B
DRESDEN-STRIESEN 58B

Zur Ausstellung „Deutschland“ Berlin
18. 7. — 18. 8. 26; Haller 2, Galerie, Stand 251

Der Bize brüllt:

„Abtrag!“

Leuchtlose Stille.

Darauf der Bize ganz entrüstet:

„Es ist nicht zu glauben. Dabei kriegt der Keel noch das meiste!“

(Er hatte, weitab von allen Buchführungskünsten, den auf jeder Seite vorzutragenden Übertragssapfen als Eingang mitzulesen.)

Das Allheilmittel

„Wissen Sie, Frau Maschlen, ich bin nicht so der Impfen. Sehen Sie mal, ich habe meinen Kleinen vor acht Wochen impfen lassen um wenige Woche es er aus der Fenster gefallen um war sofort tot.“

Kur

Der Arzt hatte Echäl dringend geraten, sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit von „Wein, Weiß und Gefang“ abzuwenden. Tief-sinnig geht Echäl nach Hause. Er begegnet unterwegs seinem Freund Lämmes, dem er besweigt sein Leid klagt.

„An was machst du dich?“ fragt der Lämmes.

„Oh“ — sagt der Echäl —, „sich werd ich erst dat Einge lassen!“

„Und Wein un Weiß“, will der Lämmes wissen.

Darauf der Echäl:

„Ja — dat Kitz auf der Jahrgang an!“

Obertertia eines Gymnasiums

Der Lehrer der Naturkunde spricht über die verschiedenen Preise, die Hagenbeck für Elefanten, Löwen, Tiger usw. je nach Alter und Größe zu zahlen habe.

„Nehet sich ein Schüler.“

„Herr Professor, was kostet wohl ein Kameel in Ihrer Größe?“

Heiteres aus Sachsen

„Sie haben also keine Kinder, kein Grammophon, keinen Hund — da sind Sie allem Anschein nach der rechte ruhige Nette, den ich mir wünsche, Herr Meißel.“ —

„Du freiest allemal, aber uff ginnen Fall mecht ich in dieser Hinsicht etwas unerwünscht lassen und Ihnen saachen, daß mein Füllhalter ä kleines bißchen groß!“ —

Schwerhörig

Hegenberth

Emil muß für seinen Verein sammeln. Er geht vor das linke Ohr seines sehr schwerhörigen Vaters und ruft hinein: „Bitte, gib mir zwei Mark für unsere Festunkosten, Papa.“ — „Ich verstehe nicht, komm an das andere Ohr!“ sagt sein Vater. Emil tut dies und ruft hinein: „Bitte, gib mir fünf Mark für unsere Festunkosten, Papa.“ Sein Vater darauf: „Komm lieber wieder an mein Zwei-Mark-Ohr, Emil.“

Traurig

„Warum denn so traurig?“
„Ich habe meine Schwiegermutter verloren.“
„Deine Schwiegermutter verloren?“
„Ja. Ich sage dir, es ist schwer, seine Schwiegermutter zu verlieren.“
„Ich weiß! Es ist meistens jaßt unumgänglich.“



„Geh nicht ins Wasser, Mama — Oberschwemmungen haben wir heuer grad genug gehabt!“



Fünf Kampf!

um die letzten Lose der

Reichslosterie für Arbeitsbeschaffung

Fortsetzung v. S. 521!

nach der Ankunft in den dafür bestimmten Gasthof anstandslos das Mittagessen. Er aber blieb schweigsam wie zuvor.

Am Nachmittag schlug Kaulbach mit der Begründung, daß Rebancache nötig sei, eine neue Wette vor, über einen breiteren Graben. Preis: Abendessen nebst eine Flasche Koffein.

Der Mann erklärte, daß es ja noch mal probieren könne, sprang und kam wieder alles Erwartet mit Ach und Krach hinüber; und Kaulbach wackel auch diese Wette.

Und so ging das nun Tag für Tag weiter. Kaulbachs Kameraden hielten bei den Wetten mit, so daß die Kosten sich verteilten. Und das war gut so.

Die Sache war für sie zu einem aufregenden Spiel und einem Uff ersten Range geworden. Sie wählten immer breitere Hindernisse. Jedemal erwarteten sie, daß der schwere Mann endlich einmal in einen schlamm- oder wassergefüllten Graben hineinfallen würde. Dies m u ß t e ja mal kommen, und dann war die Sache einfach unbezahlbar. Jener kam stets angaloppiert wie ein scheuendes Pferd und als ob ein Unglück passieren sollte. Es sah unsagbar komisch aus. Aber — er landete in der Art eines Mehsacks auf ganz unwahrscheinliche Weise legten Endes doch immer wieder auf der Gegenseite. Und das Essen schmeckte ihm immer besser.

Als man dreigestalt bereits das letzte Mittagessen vor Berlin hinter sich gebracht hatte, entdeckte die Studenten zufällig eine kleine Kiesgrube, wohl sieben Meter breit.

Man fragte den Fremden in Ebers, ob er auch da hinüberbringen könne.

„Kömt's ja mal versuchen“, antwortete er wieder auf seine trottelschafte Art. „Aber der Preis muß diesmal etwas höher sein. Ich zahle euch alle acht Tage lang das Mittagessen nebst Getränken bei Lutter und Wegner in Berlin, wenn ich — hinüberkomme.“

„Die saugen direkt an wißig zu werden!“, sagte Kaulbach. „Da hinüber würde ja selbst Alureol nicht kommen!“

Doch da setzte der komische Zweigezennemann bereits zum Sprung an — auf einmal gar nicht mehr plump wie bisher, sondern mit der Geschwindigkeit eines Tigers — und slog trotz des dicken Reifeanzugs plötzlich in hohen Bogen leicht und sicher über die Kiesgrube.

Die Studenten waren wie erstarrt.

„Wer sind Sie?“, fragte Kaulbach aufgeregt, voller Bewunderung.

Der Fremde wackelte lächelnd und in der Haltung eines Weltmannes ab: „Dies sowie die näheren Umstände soll man eigentlich nur bei einer guten Flasche Wein erzählen. Also moogen bei Lutter und Wegner! Ich

halbe Sie dort alle acht Tage frei gemäß den von mir eingegangenen Bedingungen.“ Weiter war nichts aus ihm herauszufriegen.

Aber die Studenten erfuhren es zufällig doch noch früher. Gleich am Abend gingen sie nämlich in den Jettus Kiez, damals einen der größten Anziehungspunkte von Berlin. Und da standen auf einmal in der Manege zwölf Männer mit aufgespangten Bajonetten, und daneben der dumme August und ein athletischer Clown.

„Gleich werden wir einen Dschien am Epiefß haben“, sagte der August zum Publikum. „Der Epiefß will nämlich da drüber springen.“ „Kömt's ja mal versuchen“, äußerte eine der Studenten sehr bekannte Stimme.

Und dann sahen sie ihren schweren großen Unbekannten über die zwölf Männer mit aufgespangten Bajonetten einen Salto schlagen und — das war ein später nie wieder nachgemachter Trick — beim Hinuntergehen in seinen am Ende der Reihe aufgestellten Pantoffeln landen. Es war Louis Alureol, einer der elegantesten und besten Springer seiner Zeit und der berühmtesten Clowns des ganzen Jahrhunderts.

Der König

Als Franz I., König von Frankreich, nach der Schlacht bei Pavia (1525) Gefangene in Spanien war, verlangten die spanischen Branden, daß er sie nicht bloß durch Abnehmen des Hutes grüßen, sondern sich auch gegen sie verneigen solle. Franz lehnte glatt ab.

Um ihn nun dazu zu zwingen, ließen sie die Tür seines Zimmers niedriger machen, um das notwendige Büden des Königs beim Herausreten als eine Notwendigkeit auslegen zu können.

Franz aber machte ihnen einen Etzich durch die Rechnung. Er ging von nun an nie anders als rücklings aus dem Zimmer hinaus, wobei dann die Notwendigkeit noch anders als die Branden gewünscht hatten, aber äußerst deutlich ausfiel.

Die Macht der Poesie

Der englische Dichter Spenser kam eins, als er noch unberühmt und arm war, in das Haus des Lord Sydney und ließ diesem sein neuestes Dichtwerk überreichen.

Der Lord hatte gerade nichts zu tun und fing an, in dem Buch zu lesen. Er geriet gar schnell über die herrlichen Verse geradezu in Entzücken und sagte nach kurzer Zeit zu seinem Hausmeister: „Gebet ihm 50 Pfund Sterling!“ — Darauf las er weiter und tief nach einigen Minuten: „Gebet ihm 100 Pfund!“ —

Der Hausmeister ärgerte. Der Lord las weiter. Immer mehr umging ihn der Wohlstand der Sprache und die Geforntheit der Gedanken des jungen Dichters und schließlich tief er, indem er den Hausmeister zur Tür hinauschoß: „Gebet ihm 200 Pfund und werft ihn hinaus. Denn wenn er noch länger da ist und ich lese weiter, dann macht er mich noch bankrott!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonnirt bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



Etwas für die Ferien: Frühaufsteher sein!

Es gibt Menschen, die benutzen ihre Ferien, um zunächst lange und intensiv zu schlafen. Wohl ihnen! Und wir wollen auch gar nicht neidisch sein. Denn der Alltag mit seinem Hetzen und Jagen, seinen Kleinigkeiten und seiner Vielseitigkeit macht müde und läßt die Ruhe wohl verdient erschein.

Und doch wollen wir heute allen unseren Fotografen ernst ins Gewissen reden, wenigstens einmal früh mit der Sonne aufzustehen. Es ist etwas Wunderbares um einen Sonnenmorgen.

Die Sonne ist für unsere Kamerà Spenderin aller Freude. Und so liegt es nahe, daß wir zugleich damit an die Fotografie denken. Wir werden nicht schlecht dabei fahren.

Denn am Morgen sind die Schatten lang, bekommen wir also prächtige Hell-Dunkel-Wirkungen. Dann aber haben wir insbesondere eine Stimmung eigener Art, die wir am Abend nicht wiederfinden, wo es aber lange Schatten natürlich ebenso wie am Morgen gibt. Diese Stimmung liegt in der Luft, wird durch einen leichten Dunstschleier fotografisch wirksam. Er ist auch das Ausdrucksmittel, um im Schwarz-Weiß-Bild stimmungsmäßig den Morgen vom Abend zu trennen.

Solche Stimmungsmomente treffen wir am besten in der Stadt oder im Dorf. Es gehört also nicht mal eine weite Ferienreise dazu, um das auszukosten. Hierin steht die Heimat nicht nach.

Der Dunst kommt am besten zur Geltung, wenn wir gegen die Sonne fotografieren. Das Objektiv wird durch eine Gegenlichtblende gegen direkte Bestrahlung geschützt und damit Reflexbildung vorgebeugt. Andererseits können wir uns auch so aufstellen, daß wir uns gerade im Schatten befinden, was allerdings nicht immer möglich sein wird. Deshalb ist die stetiue Mißnahme der Gegenlichtblende schon sicherer.

Wenn wir so in alte Gassen und Höfe blicken, werden wir reiche Kamerabeute antreffen. Wir wollen jedoch daraus danken, daß unsere Aufnahmen belebende Elemente brauchen. Auf der Straße finden wir leicht geeignete Staffage, die sich ungezwungen und natürlich geben soll. Das wird nicht schwer sein, wenn wir unauffällig arbeiten. Auf Höfen, manchmal aber ebenso auch auf der Straße, sorgt ein Vordergrund für Belebung. Wir finden ihn in Form von Wagen, Karren, Brunnen usw. Ihn nehmen wir fotografisch als Hauptsache, indem wir auch die Hauptschärfe darauf legen. Wir werden also nach ihm die Einstellung bemessen und so weit abbildend, daß der Hintergrund gerade ausreichend scharf abgebildet wird. Schon in Bezug auf die Stimmung der Luft soll ja das Bild allmählich nach der Tiefe zu ausklingen, so daß wir dort keine Akzente anbringen werden.

Der Unterschied zwischen Hell und Dunkel ist am Morgen noch nicht so kraß, wie während der Vormittags- und Abendstunden. Deshalb wird es auch nicht schwer fallen, Schatten und Lichter gleichzeitig schön gleichmäßig durchgezeichnet abzubilden. Das

ganze Geheimnis liegt im Grunde auch hier bei reichlicher Belichtung und relativ knapper Entwicklung.

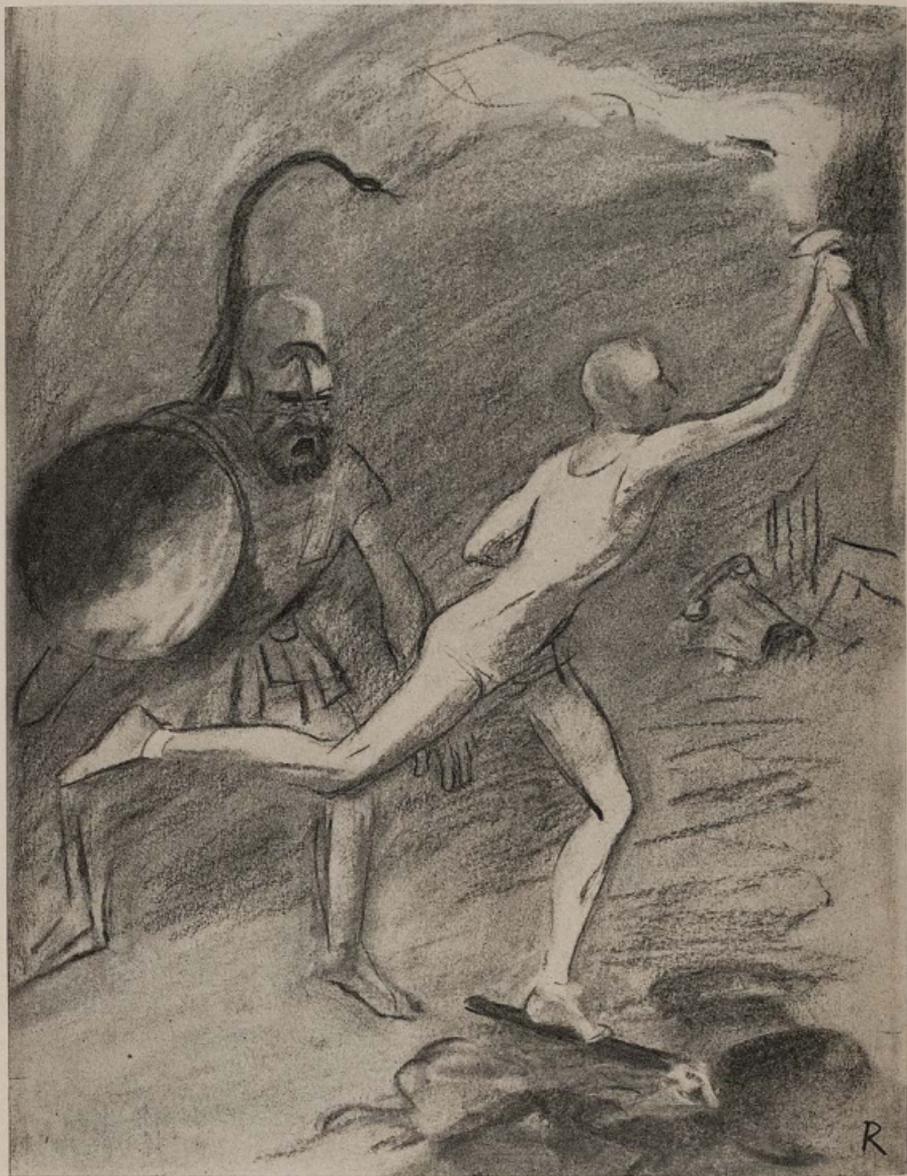
Bildmäßig werden wir ein besonderes Augenmerk auf die Linienführung zu legen haben. Straße und Hof haben schon von der Sache her eine mehr oder weniger starke Tiefe. Es treten im voraus Linienelemente auf, die darauf verweisen. Für unsere Aufnahmen gilt es, einen solchen Aufnahmestandpunkt zu finden, daß all diese Linien besonders wirksam werden. Am einfachsten gelingt das dadurch, daß wir den räumlich tiefsten Punkt mehr oder weniger in die Mitte des Bildes legen. Dann führen von allen oder fast allen Seiten Linien zu ihm, die notwendig in die Tiefe weisen und der späteren Kopie oder Vergrößerung Plastik verleihen. Nur so wird das Wesentliche einer Straße zu erfassen sein.

Wie wir sehen, lohnt das Frühaufstehen. Und da uns die Fotografie ja auch Erholung und Abwechslung bringt, kommen wir letzten Endes doch auf unsere Rechnung. gi-t.



Das Licht des Friedens

Rubey



Mars: „Verflucht — er wird mir doch nicht die Fackel austreten.“